

Predigttext: Matthäus 21, 1-11

Liebe Gemeinde,

endlich beginnt die Adventszeit. Gemütlichkeit und Gemeinschaft halten Einzug. In der Familie nehmen wir uns Zeit für einander. Adventszeit ist Familienzeit. Kinder lassen sich begeistern von den Traditionen und Ritualen der Vorweihnachtszeit. Und auch bei uns Erwachsenen werden viele Erinnerungen wach. Denn die Advents- und Weihnachtszeit ist mit ihren ganz eigenen Gerüchen und ihren speziellen Geschmack tief in unser Gedächtnis eingepägt. Natürlich hat jede Zeit ihren eigenen Advent. So ist unsere Zeit vom Überfluss bestimmt. Doch ich vermute selbst in kargen Zeiten haben Familien die Adventszeit mit kleinen Höhepunkten gestaltet.

Denn neben den vielen materiellen Dingen, gehören schließlich auch Erzählungen, Gedichte und vor allem viele Lieder zum Advent. Auch die Lieder verbinden wir seit Kindheitstagen mit dieser besonderen Zeit im Kirchenjahr. Ganz selbstverständlich.

Selbstverständlichkeiten

Nicht so selbstverständlich ist es nun aber, dass wir diese Lieder auch verstehen oder besser als Kinder verstanden haben. Das ist

mir vergangene Woche aufgefallen. Ich übe mit meinen Religionsschülern der 4. Klasse ein Weihnachtslied ein, damit wir es auf der Schulweihnachtsfeier vortragen können. Nachdem wir „Stern über Bethlehem“ einige Male durchgesungen hatten, fragte mich eine Schülerin, warum denn da im Stall kein Tannenbaum, sondern eine Birke stünde. Es hat einige Zeit gebraucht, bis ich begriffen hatte, was sie damit meinte. Dass sie mit der Zeile: „Denn dieser arme Stall birgt doch so viel“ einfach nichts anfangen konnte.

Gemeinsam konnten wir das Missverständnis aufklären, aber anschließend erinnerte ich mich an viele andere akustische Täuschungen, die mir selbst begegnet waren oder von denen ich gehört hatte.

So hat eine Kollegin aus Mecklenburg einmal berichtet, dass ein Mädchen aus ihrer Gemeinde im Konfirmandenunterricht allen Mut zusammen genommen hat, um sie zu fragen, warum die Gemeinde während Gottesdienstes jedes Mal behauptete, dass Alfred verstorben sei. Er lebe doch noch! Er ist nicht tot. Sie hatte beim Singen der Liturgie erstaunlich gut hingehört, doch so sehr sie sich bemüht hatte „All Fehd hat nun ein Ende“ - das konnte sie so nicht verstehen.

Advents- und Weihnachtslieder

Gerade bei Advents- und Weihnachtsliedern tauchen solche Verhörer vermehrt auf. Vielleicht kennen auch sie Owie. Den Herrn, der sich in der Heiligen Nacht wieder mit den anderen freuen wird, wenn wir singen „Stille Nacht, heilige Nacht! Gottes Sohn o wie lacht.“ Und schon heute im Advent können wir mit einem anderen Mann Bekanntschaft schließen. Selbst kannte ich ihn nicht, aber erzählt wurde mir vom Leibarzt Christi, der sich schon während der Schwangerschaft Marias auf seinen zukünftigen Lieblingspatienten freut: „Doktor Zion freue dich! Jauchze laut ...“ usw. Auch das schien einem Kind viel logischer zu sein als eine Tochter Zion, die sich über die Ankunft des Herren freut.

Vom Hören und Verstehen

Kinder ersetzen, was sie hören und nicht verstehen können, durch das, was sie kennen. Dann ergibt das Gehörte Sinn und sie können zufrieden sein. Wie kreativ sie dabei sind, das finde ich ganz erstaunlich. Sie wollen etwas verstehen und bleiben unnachgiebig und mit Interesse daran. Sie überlegen und kombinieren, bis das Gehörte einen Sinn ergibt – auch wenn sie ihn durch reichlich Zurechtbiegen erringen. Erst wenn sie einen Sinn gefunden haben sind sie zufrieden. Auch wenn dann immer noch nicht klar ist, wer dieser Owie oder der Doktor Zion sein soll.

Das sagt uns: Man kann verstehen, ohne verstanden zu haben.

Denn wirkliches Verstehen geht immer noch tiefer.

Selbstverständliche Sanftmut

Vielleicht geht es uns als Erwachsenen mit dem heutigen Predigttext ganz ähnlich. Wir kennen ihn schon lange und wir hören ihn in den biblischen Lesungen nicht nur am ersten Advent, sondern sogar ein zweites Mal am Palmsonntag, wohin der Einzug Jesu nach Jerusalem eigentlich gehört. Vielen wird diese Geschichte schon aus der Christenlehre oder dem Kindergottesdienst geläufig sein. Und so haben wir ihn bestens verstanden: Jesus zieht als König in Jerusalem ein. Er reitet nicht wie ein Eroberer auf einem Schlachtross und in Begleitung von Soldaten, die ihm den Sieg eingebracht haben, sondern auf einem Esel. Er reitet nicht hoch über den Köpfen der anderen, sondern kommt auf Augenhöhe, gemächlich und so ganz ohne Protz. Das verstehen wir. Nicht durch Gewalt bringt Gott den Frieden. Weil Gewalt immer Gegengewalt erzeugt. Nicht einmal durch Abschreckung sichert der Messias seine Macht. Zum Einzug in Jerusalem braucht er keine Militärparade, weil er seine Herrschaft nicht aufrichtet, indem er Angst einflößt. Das haben wir begriffen. Sanft muss der König sein. Ganz selbstverständlich.

Oder nicht?

Doch sind wir ehrlich; so selbstverständlich ist das eben doch

nicht. Wir verstehen vielleicht, aber etwas später verstehen wir es dann doch nicht mehr. Denn so überzeugend der Sanftmut anfangs ist, sind wir schnell nicht mehr von ihm überzeugt, wenn er unter Beschuss gerät. Wenn es hart auf hart kommt, scheint der Sanftmut ausgespielt zu haben. Dann halten wir sanftmütige Menschen für dumm oder feige. Unter den realen Bedingungen unserer Welt – im Angesicht von Krieg und Machtkämpfen verstehen wir den Eselsritt Jesu doch nicht mehr. Wenn es um Kraft und Stärke geht, haben wir den Eindruck uns beim Predigttext verhört zu haben. Einer akustischen Täuschung aufgesessen zu sein.

Doch der Weg von Jesus macht uns deutlich, dass wir uns nicht verhört haben, sondern dass uns das tiefere Verstehen schlichtweg schwer fällt. Als der zuvor gefeierte König zur Todesstrafe verurteilt wird – als es für ihn hart auf hart kommt, weicht er nicht zurück. Bleibt er bei seinem Sanftmut. Das haben auch die Jünger nicht verstanden. Wir sind also mit allen Anfragen an die Sanftmut in bester Gesellschaft. Auch die Jünger hielten das Verhalten ihres Meisters wohl für dumm oder feige. Als wäre ein sanfter Mensch mutlos, armselig und unterwürfig. Dabei ist in Wahrheit nicht der Sanftmütige schwach. Schwäche zeigt der Zornige und Wütende.

Der Selbsttest

Mir ist das in letzter Zeit sehr deutlich geworden. Ich hatte in den vergangenen Tagen ab und zu die Gelegenheit einen wütenden und zornigen Sohn zu erleben. Manchmal habe ich mich dabei genau so verhalten wie mein Sohn. Ich habe sein Schimpfen und den Ausraster erwidert. Das fühlte sich an wie Stärke. Ich hatte etwas entgegen zu setzen und war lauter oder zumindest deutlicher als er. Doch geschlichtet hat das erstaunlich wenig. Unbeeindruckt oder sogar gereizt von mir ist er nur noch mehr in Rage geraten. Aus diesen Situationen bin ich unzufrieden heraus gegangen. Intuitiv wollte ich dem Schimpfen etwas entgegen halten. Doch ein lauter und ein schimpfender Vater ist nicht stark. Ganz im Gegenteil darin hat sich meine Ohnmacht und meine Überforderung gezeigt. In der Wut offenbart sich Schwäche.

Bei meiner Frau konnte ich und in lichten Momenten auch bei mir selbst beobachten, was geschieht wenn wir anders reagieren. Wenn ich es schaffe sanftmütig zu bleiben. Meinen Sohn ernstzunehmen und zu verstehen, was ihn wütend macht, einen Weg zu suchen, wie sein Bedürfnis zur Geltung kommen kann – auch wenn das Bedürfnis nicht verstehe. In diesen Momenten war die Wut unseres Sohnes erstaunlich schnell gedämpft. Wir hatten gemeinsam und nicht gegen einander gehandelt. Ich kann ihnen sagen: Das fühlte sich im Nachhinein stark an.

Sanftmut und Souveränität

Nun weiß ich, dass das in Gruppen mit mehreren Personen viel schwerer ist. Doch ich denke dennoch, dass diese Erfahrung etwas über Sanftmütigkeit erzählt. Der Sanftmütige ignoriert die Probleme und Konflikte um ihn herum nicht einfach. Er nimmt sie ernst, aber erwidert die Aggression nicht. Er spiegelt nicht reflexartig, was ihm an Wut entgegen prescht, sondern hält inne. Der Zornige kann sich und seine groben Gefühle nicht beherrschen. Der Sanftmütige hingegen kennt seine Kräfte und weiß wie gefährlich sie sind. Er setzt sie so ein, dass sie Gutes bewirken und nicht nur zerstören. An Jesus sehen wir das: Sein Leben wirkt weit über seinen Tod hinaus.

An ihn zu glauben, das bedeutet sich immer wieder neu klar zu machen, dass in seiner Sanftmütigkeit Gottes Stärke erkennbar ist.